

STEFAN BÜCHLER

Mein Name ist Stefan Büchler. Ich wurde gebeten, Ihnen zu berichten, was ich während des II. Weltkriegs erlebte. Ich bin kein Historiker, auch kein Lehrer, trotzdem werde ich mich bemühen, Ihnen meine Erlebnisse verständlich und klar zu schildern. Meine Erfahrungen beruhen auf der Arbeit mit Jugendlichen aus Israel, die ich in Gruppen nach Polen in die Konzentrationslager führe und ihnen berichte. Dort werde ich „der lebende Zeuge“ genannt.

Ich wurde in der Hauptstadt der Slowakei Bratislava im Jahre 1929 geboren. Mein Vater, Jahrgang 1897, stammte aus der Nord-West-Slowakei, unweit der tschechischen Grenze, der damaligen Österreich-Ungarischen Monarchie. Vater besuchte deutsche Schulen und beendete seine Schulzeit im I. Weltkrieg 1915. Er musste zum Militär, wurde Offizier und kämpfte an der Russischen Front, wo er verwundet wurde, aber auch eine Auszeichnung erhielt. Danach wurde er an die Italienische Front verlegt, wo er sich wiederum durch Tapferkeit hervortat und eine große Silbermedaille erhielt. Aber auch dort wurde er verwundet. Wie Ihnen bekannt ist, waren zu dieser Zeit die Österreich-Ungarische Armee und die Deutsche Armee Verbündete, so dass mein Vater sich niemals vorstellen konnte, dass er – trotz seines Einsatzes für Österreich-Ungarn und Deutschland – ausgerechnet von Deutschen 26 Jahre später ermordet werden sollte.

Nach dem I. Weltkrieg lernte mein Vater Buchhaltung und Rechnungswesen und wurde im Laufe der Jahre Hauptbuchhalter in der Zuckerfabrik in Šurany, einer kleinen Stadt zwischen Pressburg und Budapest. Dort heiratete er 1923 die Tochter des leitenden Ingenieurs der Zuckerfabrik, deren Familie aus der Gegend von Budapest stammte.

Somit war meine Muttersprache Ungarisch, meines Vaters Sprache Slowakisch und meine Sprache aufgrund des deutschen Kindermädchens Deutsch. Urteilen Sie selbst, was mir von der Sprache geblieben ist.

In unserer kleinen Stadt gab es etwa 5000 Einwohner, davon waren 500 Juden. Mein Vater erhielt von der Zuckerfabrik eine kleine Villa gestellt mit einem großen Garten mit Obstbäumen hinter dem Haus und Blumen und Büschen vor dem Haus. Im Ort gab es eine jüdische Volksschule, die ich besuchte. Ich verbrachte dort eine glückliche Kindheit.

Die politische Situation änderte sich 1938, als ich neun Jahre alt war, dramatisch. Denn laut Münchner Abkommen von 1938 wurde die Tschechoslowakei aufgeteilt. 1939 wurden Böhmen und Mähren zum Protektorat des Deutschen Reiches. Die Slowakei wurde autonom unter deutschem Einfluss.



STEFAN ALS KIND BEI GROSSELTERN IM JAHR 1937
(DER KLEINSTE IM WEISSEN HEMD)

Die Südslowakei wurde Ungarn zugeteilt. Da unsere Kleinstadt dort liegt, marschierte dort eines Tages die ungarische Armee ein. Die offizielle Sprache wurde ungarisch, womit ich keine Probleme hatte. Denn meine Muttersprache ist ungarisch. Der Großteil der Familie meines Vaters blieb in der Slowakei.

In den Jahren zwischen 1938 und 1944 hatten die Juden in Ungarn kaum zu leiden. Die Juden polnischer Abstammung mussten Ungarn verlassen. Sie wurden nach Polen zurückgeschickt. Damals wusste ich nicht, dass dies das Todesurteil für die Betroffenen bedeutete. Ich war gerade 13 Jahre alt und hatte auch keine Ahnung, was meine Eltern damals wussten oder dachten.

Die Juden in Ungarn dürfen nicht länger Haupt-, Mittelschulen oder Gymnasien besuchen. Der Zugang zu Hochschulen wurde ihnen verwehrt. Lediglich 5% Juden durften die Schulen besuchen. So hatte ich Glück, als ich mit fünf weiteren jüdischen Schülern aufgenommen wurde.

Im Jahre 1942 wurden Tausende Juden im Alter von 18 bis 45 Jahren mobilisiert, um beim Militär zu arbeiten bzw. der ungarischen Armee zu helfen. So wurde auch mein Vater als Offizier einberufen und wurde Kommandant einer dieser Arbeitsgruppen. Einige Monate später wurde er aus dem Militärdienst entlassen. Als in Polen, der Slowakei, in Lettland und anderen Ländern die Verfolgung und Ermordung von Juden in vollem Gang war, trug mein Vater die Uniform des Militärs, welches mit den faschistischen Truppen für den Tod Hunderttausender Juden verantwortlich war.

Der Antisemitismus in Ungarn war zwar groß, doch drohte den ungarischen Juden keine Lebensgefahr. Der Zustand in der Slowakei war viel schlimmer. Seit 1938 wurde die jüdische Bevölkerung schikaniert und schrittweise entrechtet.

Anfangs mussten Juden einen gelben Stern tragen, der komplett angenäht sein musste. Dann wurden ihnen ihr Schmuck und ihre Wertsachen abgenommen, auch Fahrräder, Autos, Radioapparate. Dann wurden sie ihrer Geschäfte beraubt und diese meist an Parteigänger der Nazis übergeben, „Arisierung“ nannte man das. Juden hatten keinen Zutritt zu Kino, Theater,

Veranstaltungen, Kaffeehaus oder Restaurant. Kein öffentlicher Park, kein Schwimmbad, kein Sportplatz durfte von Juden aufgesucht werden.

Wenige Wochen später mussten Juden ihre Wohnungen und Häuser verlassen und alles zurücklassen. Nur mit ein paar Kleidungsstücken und ein paar Habseligkeiten, die gerade in einen Koffer passten, wurden sie in Ghettos transportiert.

Damals lebte noch die ganze Familie meines Vaters in der Slowakei, meine Großeltern, zwei Onkel mit ihren Familien und eine Tante mit Familie. Mütterlicherseits lebten dort eine Tante mit Familie und ein junger Onkel. Zu dieser Zeit lebten in der Slowakei etwa 90 Tausend Juden.

1942 wurden die ersten Gruppen von Frauen und Männern im Alter zwischen 18 und 54 Jahren zusammengeführt und nach Osten als Zwangsarbeiter deportiert. Die slowakischen Behörden wollten diejenigen Juden loswerden, deren Vermögenswerte sie beschlagnahmt hatten. Sie glaubten, die Juden würden bei den Deutschen in der Landwirtschaft arbeiten.

Von Ende 1942 bis Anfang 1943 wurden ganze Familien nach Osten deportiert. Insgesamt „verschwanden“ so 58 Tausend Juden. Darunter waren die Großeltern meines Vaters, ein Onkel mit Frau und zwei Töchtern und eine Tante mit ihrem Mann sowie zwei Söhnen, Zwillinge. Diese zehn nahen Verwandten sah ich nie wieder! Niemand wusste zu dieser Zeit, was diese Menschen erleiden mussten, niemand kannte deren Schicksal.

Erst als ich 1944 nach Auschwitz deportiert wurde, erfuhr ich von anderen Häftlingen, dass diese Menschen in den Vernichtungslagern Majdanek, Sobibor, Treblinka und Belzec vergast, erschlagen, erschossen oder sonst wie ermordet wurden.



In den allerersten Transporten von der Slowakei nach Polen waren meist junge Frauen und Männer, unter ihnen auch ein Schwager meiner Mutter, insgesamt etwa 1000 Personen. Einigen Hundert slowakischen Juden gelang es, nach Ungarn zu flüchten, auch der Schwester meiner Mutter mit ihren beiden Söhnen. Mein Vater hatte ihnen geholfen, sie finanziell unterstützt, damit sie falsche Dokumente erhielten. Sie lebten bis 1944 in Budapest. Ein anderer Bruder meiner Mutter war Gymnasialprofessor in Pressburg. Der ging Anfang 1942 zur Untergrundbewegung in die Wälder der mittleren Slowakei.

Damals war ich 13 Jahre alt, ein Realschüler, der nicht wissen konnte, was den Juden bisher in anderen Ländern angetan worden war. Denn bis 1944 wurden bereits in Auschwitz und in den anderen Vernichtungslagern in Polen und in den Ländern Osteuropas, die durch die Deutsche Wehrmacht, Polizeitruppen und SS-Battalione besetzt waren, über fünf Millionen Juden vernichtet. Teilweise wurden sie auch von den Einwohnern erschlagen, z. B. in Litauen und in der Ukraine, teilweise starben sie an Hunger und Entkräftung, an Krankheiten und Seuchen, oder wurden sie durch schwerste Arbeitsbelastung gezielt ermordet.

Im März 1944 besetzte die Deutsche Armee Ungarn, lud den damaligen Präsidenten Horthy Miklos nach Berlin und ließ eine neue deutschlandfreundliche Regierung wählen. Gleichzeitig war auch Adolf Eichmann, Chef der Gestapo und zuständig für die „Endlösung der Judenfrage“, in Ungarn angekommen und organisierte von Ungarn aus die Deportation und Vernichtung der ungarischen Juden.

Die politische Lage veränderte sich rasch. Wir Juden wurden gezwungen, den gelben Stern zu tragen. Dann mussten wir Schmuck, Auto, Fahrräder, Fotoapparate abgeben. Danach durften wir keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen. Unsere Geschäfte wurden enteignet und uns

weggenommen. Die jüdische Schule wurde geschlossen. Und wenige Wochen später mussten wir unsere Wohnung verlassen und ins Ghetto, das um unsere Synagoge herum eingerichtet wurde, übersiedeln. Die Organisation von Adolf Eichmann war so effektiv, dass schon im Mai 1944 die erste große Gruppe Juden in Viehwaggons gesperrt nach Auschwitz deportiert wurde. In unserer Stadt wurden alle Juden Anfang Mai 1944 eingesperrt. Binnen zwei Wochen wurden alle ins Ghetto transportiert.

Anfang Juni wurden auch wir in Waggons gesperrt, jeder mit etwa 100 Menschen angefüllt, und mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Mein Vater glaubte, dass wir befreit würden, dass dies alles nur ein Irrtum sei. Doch der im I. Weltkrieg ausgezeichnete Soldat, mein Vater, täuschte sich. Nach mehr als zwei Wochen Fahrt hielt unser Zug am 17. Juni. Wir wussten nicht, wo wir waren. Es war dunkel, die Türen wurden geöffnet, Scheinwerfer erlauchteten die Nacht, durch Lautsprecher hörten wir Befehle: Schnell aussteigen, Koffer stehen lassen!! Ich sprang heraus. Für mich war es leicht. Doch viele hatten Schwierigkeiten mit dem Springen. Mein Nachbar, ein großer Mann, ging es langsamer an. Als er landete, wurde er mit einem Knüppel blutig geschlagen.

Auf der Bahnsteigrampe standen viele SS-Soldaten und andere Personen in dünn gestreiften „Anzügen“. Erst später erfuhren wir, dass diese Personen Häftlinge wie wir waren und das Sonderkommando bildeten, die der SS bei ihrer mörderischen Arbeit halfen.

Durch Lautsprecher wurden Befehle gegeben: Männer links, Frauen, Kinder, Ältere rechts! Koffer stehen lassen! Die kommen später an!

Meine Eltern hatten sich entschlossen, ich weiß bis heute nicht warum, dass meine Mutter, eine 41-jährige Frau, zu den Frauen ging, und mein Bruder, 20 Jahre alt und ich mit unserem Vater in die Männerreihe gingen. Weiter vorn standen einige SS-Soldaten. Als wir näher kamen, sahen wir, dass einer nur mit dem Finger nach links oder rechts zeigte. Später erfuhr ich, dass diese Person der berühmte Lagerarzt Dr. Mengele war.

Mein Vater riet mir, mich auf die Zehenspitzen zu stellen und zu bekunden, dass ich bereits 18 Jahre alt war, was ich auch tat. Mengele überlegte kurz und zeigte dann zu der Männerreihe. So wurde die Selektion zwischen Leben und Tod durchgeführt.

Wenn ich während der Selektion in die Reihe der Frauen und Mütter, zu meiner Mutter getreten, hätten wir beide das nicht überlebt so wie die meisten meiner Freunde in meinem Alter.

Alle Frauen und Kinder, alle Älteren, wurden in ein Gebäude geführt. Dort mussten sie in einem Raum ihre Kleidung ausziehen, so dass sie nackt dort standen (in der Erwartung, zu duschen



Auschwitz-Birkenau



beziehungsweise sich zu reinigen?). Statt der erwarteten Dusche und Reinigung trat durch die Öffnungen das Giftgas Zyklon B. Binnen weniger Minuten waren alle im Raum tot. Die Leichen wurden dann im Krematorium verbrannt.

Fast täglich kamen drei Transporte mit durchschnittlich 1500 Menschen an, von denen etwa 80% in kürzester Zeit den Tod erleiden mussten. Zwischen Mai und September 1944 wurden aus Ungarn in diesen 120 Tagen circa 600 Tausend Juden deportiert, also 5000 Juden pro Tag, von denen etwa 4000 ermordet wurden. In diesem Zeitraum von 120 Tagen wurden 480 Tausend Juden ermordet.

Nach der Selektion blieben an der „Rampe“ noch zwei Gruppen zurück: Frauen und Männer. Für die anderen, Frauen mit Kindern, alte und kranke Menschen, ging das Leben zu Ende. Die Gruppe, wo wir, mein Vater, mein Bruder und ich waren, wurden in einen großen Raum geführt, wo wir uns alle nackt ausziehen und duschen mussten. Dann erhielten wir gestreifte Häftlingskleidung und Holzpantoffeln mit Stoffoberteilen.

Danach wurden wir wie eine Viehherde aus dem Haus getrieben und kamen erst spät in der Nacht in unser zukünftiges Domizil, einfache Holzbaracken mit Holzpritschen zum Schlafen.

In den nächsten Tagen ging es dann für alle zur Zwangsarbeit im Straßenbau, in Waffenfabriken, in einer Textilfabrik, in der Landwirtschaft etc. Diejenigen, die die Selektion überlebt hatten, mussten nun tagtäglich Schwerstarbeit leisten, 12 bis 14 Stunden lang, und bekamen kaum zu essen. Der durchschnittlich kräftige Mensch hielt diese Strapazen etwa 10 bis 12 Wochen durch. Wie ich erst später, nach Jahren, erfuhr, war diese Zwangsarbeit Teil des systematisch betriebenen Völkermordes der Nazis, der auf der so genannten Wannseekonferenz im Januar 1942 von Polizei, Verwaltung und Justiz beschlossen wurde, nämlich die „Endlösung der Judenfrage“ durch Zwangsarbeit und Massenmord.

Rudolf Höß, Lagerkommandant von Mai 1940 bis November 1943 und Standortältester von Mai bis Juli 1944, sagte später aus, dass im Jahre 1944 400 Tausend Häftlinge als Zwangsarbeiter für deutsche Industrieunternehmen arbeiteten. Zwanzig Prozent von ihnen starben monatlich an Entkräftung, Hunger, Krankheiten oder wurden ins Vernichtungslager Birkenau zurücktransportiert, wo sie ermordet wurden, weil sie nicht mehr arbeiten konnten. Dieser Anteil an nicht mehr arbeitsfähigen Häftlingen wurde der deutschen Industrie durch Zufuhr neuer gesunder Häftlinge ersetzt. Sie hatten keine Namen, nur Nummern.

Mein erster Tag in Auschwitz-Birkenau

Ich befand mich im E-II Lager, auch Zigeunerlager genannt. Täglich um 5 Uhr wurden wir mit lautem Geschrei und Schlägen geweckt und zum Appell vor die Baracken gejagt, wo wir uns in 5er Reihen aufstellen mussten.



Auschwitz-Birkenau

In jeder Baracke waren etwa 1000 Häftlinge untergebracht. Jede Baracke hatte einen Blockältesten, meistens ein deutscher Verbrecher,

der grausam war und bei jeder Kleinigkeit in der Lage war, jemanden zu erschlagen, z.B. wenn ein Häftling es wagte, einen Soldaten anzusprechen oder beim Diebstahl einer Kartoffel oder Rübe aus Hunger oder wenn eine Schaufel bei der Arbeit brach, denn das war Beschädigung von „Reichseigentum“.

Das Lager Birkenau hatte drei Zwecke: Übergangslager, Vernichtungslager und Arbeitslager. Das Lager, in dem wir waren, war zu der Zeit ein Übergangslager, aus dem sich Industrie-Vertreter von verschiedenen Fabriken in der Umgebung mit neuen kräftigen Häftlingen als Facharbeiter versorgten.

Jedes Lager war mit einem hohen doppelten Drahtzaun umgeben, der nachts unter elektrischer Hochspannung stand. So konnte man am nächsten Morgen beobachten, wie viele Häftlinge die Qualen der Erniedrigung, der Schläge, des Hungerns nicht mehr ausgehalten und Selbstmord begangen hatten. Das Lager hatte 32 Baracken (Blocks). Auf der Seite mit den geraden Nummern waren Zigeuner untergebracht. Obwohl wir keine Zigeuner waren, waren wir, mein Onkel, mein Vater und ich in der Baracke 2 untergebracht. Auf der anderen Seite standen die Blocks mit den ungeraden Nummern. In denen waren ungarische Häftlinge. In der Baracke 21 waren junge Burschen in meinem Alter, darunter auch einige Mitschüler, welche bei der Selektion nicht mit ihren Müttern sogleich vernichtet worden waren.

Wir sahen dort vier Schornsteine, aus denen dicker schwarzer Qualm aufstieg. Dort wurden diejenigen verbrannt, die tags zuvor durch die Selektion ermordet worden waren - Kinder und Mütter, Eltern, Großeltern, welche mit uns in denselben Waggons angekommen waren.

Meine Großeltern, die Eltern meiner Mutter, wurden vermutlich auch an diesem Tage ermordet. Die Eltern meines Vaters und seine Brüder mit ihren Frauen und Kindern wurden schon zwei Jahre früher, wahrscheinlich auch in Birkenau oder Majdanek umgebracht. Der Anblick dieses dicken schwarzen Rauches verfolgt mich bis heute.

Drei Tage später wurde mein Bruder mit einem der Arbeitstransporte weggebracht. Ich sah ihn erst nach dem Krieg wieder. Ich mit meinem Vater blieben dort. Mein Bruder überlebte die Schrecken in den KZs, aber seine Gesundheit wurde so stark beschädigt, dass er später in Freiheit in Israel nach drei Herzinfarkten starb.

Unsere Baracke lag nicht weit entfernt von der Baracke „D“, so dass man sich mit lautem Rufen verständigen konnte. So hörten wir plötzlich unseren Namen von der anderen Baracke aus gerufen. Es war mein Onkel, der schon im Jahre 1942 deportiert wurde. Seiner Frau und ihren beiden Söhnen hatte mein Vater seinerzeit zur Flucht nach Budapest verholfen.

Mein Onkel erzählte uns nun seine Geschichte der Deportation und Gefangenschaft. Er wurde 1942 nach Majdanek gebracht, wo er im Gemüsegarten des SS-Personalhauses beschäftigt war, bis er 1943 in das größer ausgebaute Lager Birkenau transportiert wurde. Dort fiel seine gute Handschrift auf, so dass er als „Schreiber“ im Lagerbüro beschäftigt wurde. So war es ihm gelungen, diese lange Zeit in den Lagern zu überleben. Nur ganz wenigen war das vergönnt. Von uns erfuhr er, was mit seiner Familie geschehen war. Er glaubte nicht, dass irgend jemand noch lebte. Mein Onkel ließ sich als „Hauptschreiber“ in unsere Baracke verlegen und nahm



Noch kurz vor der Befreiung des Lagers Birkenau sprengten Nazis die Gaskammern und Krematorien

meinen Vater als „Schreiber“ und mich als „Läufer“. Das hatte folgende Vorteile: Wir wurden zu keinen Transporten eingeteilt. Wir mussten nicht zum Appell antreten, sondern nach dem täglichen „Abzählen“ konnten wir zu Arbeit zurück. Wir mussten keine schwere Zwangsarbeit leisten und wurden auch nicht geschlagen.

Unser Essen bestand morgens aus Ersatzkaffee (schwarzes heißes Wasser), mittags eine Suppe aus Dörrgemüse (Kartoffel- und Karottenschalen), abends ein Stück Brot, ca. 200g, mit Margarine oder Marmelade.

Alle anderen Häftlinge bekamen schmale Kost, also kaum was zu essen. Wurden sie schwach und gebrechlich, ermordete man sie. Denn täglich kamen neue frische kräftige Häftlinge an.

Eines Tages kam in unser Lager eine Gruppe SS-Soldaten. Sie marschierten zum Block 21 und begannen dort die jungen Männer zu selektieren, indem sie in der Höhe von 1,70m ein Seil spannten und jedem befahlen, sich davor zu stellen. Wer größer war, wurde auf die rechte Seite geschickt, wer kleiner war, wurde auf die andere Seite befohlen. Nach einigen Stunden des Wartens wurde die Gruppe der Kleineren abgeholt und später irgendwie vernichtet. Darunter waren viele meiner Freunde.

Ich hatte mich während dieser Zeit unter der Pritsche meines Onkels versteckt und wurde nicht entdeckt.

Viele Arten der Erniedrigung mussten wir erleiden, so z.B. auch, dass wir nicht nur in den Lagerbüchern mit einer Personal-Nummer geführt wurden, nein, uns wurde eine relativ große Nummer deutlich sichtbar in den linken Unterarm tätowiert. Üblicherweise waren die Zahlen ein Zentimeter hoch, die auf die Außenseite der Armes eingeritzt wurden. Als ich an der Reihe war, tätowierte mich einer der Mithäftlinge, ein Bekannter, der mir eine kleinere Nummer auf die Innenseite des Unterarms aufbrachte und mir sagte: „Du bist noch jung, vielleicht gelingt es dir zu überleben, dann muss die Nummer nicht sichtbar sein.“ Meine Nummer lautet: B-10.460; mein Vater bekam die Nummer B-10.459 und meine Mutter hatte die Nummer: A-23.037. Welche Nummer mein Onkel hatte weiß ich nicht mehr. Es muss eine der ersten 1000 Nummern gewesen sein, da er mit dem ersten Deportationszug der ersten 1000 ins KZ Majdanek kam, von denen außer ihm drei weitere Menschen überlebten.

Diese teuflischen Taten der Nazis sollten durch desinformierende und beschönigende Propaganda vertuscht werden (zuständig war das Propaganda - Ministerium: Dr. Josef Goebbels; für die Deportation war zuständig das Amt IV (Gestapo) des Reichssicherheitshauptamtes, Adolf Eichmann, er leitete 1944 persönlich die Verschleppung der ungarischen Juden nach Auschwitz). Aus den Lagern heraus wurden gezielt Postkarten und Briefe an noch im Reichsgebiet lebende jüdische Familien geschickt.

Ich besitze eine solche Postkarte, welche mein Vater seiner Schwägerin, einer Nichtjüdin, in Verkennung seiner bzw. unserer Situation sandte. Diese lautete: Liebe Tonia, wir sind hier gesund angekommen, Imre wurde zur Arbeit geschickt, ich bin mit Pitu (das bin ich) zusammen. Bis Du mit Scharika zusammengekommen? Weiter bat er seine Schwägerin, Herrn Tibolt zu finden, damit dieser die Freilassung unserer Familie bei den ungarischen Behörden beschleunigen möge, weil mein Vater doch ein Held des I. Weltkrieges war. Als Absender stand dann auf der Postkarte: Waldsee, was eine schöne Idylle suggerieren sollte. So gutgläubig und naiv war mein Vater, obwohl er täglich das Grauen in Birkenau sah.

In der Nacht des 23. Oktober 1944 hörten wir großen Lärm. Alle Zigeuner, es waren einige Tausend, wurden zusammengetrieben und noch in derselben Nacht vergast.

Inzwischen rückte die russische Armee immer näher auf unser Lager vor, so dass wir Häftlinge evakuiert wurden. Am 26. Oktober wurden wir in Waggons verladen und fuhren in unbekannte Richtung ab.

Wir waren dank unseres Onkels in einer besseren körperlichen Verfassung als die meisten anderen. Wir verbrachten zwei Tage in den Waggons ohne Essen mit nur ganz wenig Wasser und kamen dann in Oranienburg nördlich von Berlin im KZ Sachsenhausen, an. Für uns war das nur ein Durchgangslager, ich habe an die Zeit dort keine Erinnerung.

Aber am 11. November wurden wir wieder in Viehwaggons gesperrt und los ging die Fahrt mit unbekanntem Ziel. Nach zwei Tagen hielt der Zug in Ordruff in Thüringen. Dort war es schon richtig kalt, was unseren Hunger noch schmerzhafter werden ließ. Ordruff war ein Arbeitslager. Mit noch weiteren 100 Personen wurden mein Vater und ich zur Arbeit im Steinbruch eingeteilt. Täglich wurden wir um 5 Uhr geweckt, zum Appell gejagt und anschließend auf Lkws geladen und zum Steinbruch gebracht. Aber auch zu Fuß mussten wir den Steinbruch erreichen. Diese schwere Arbeit beinhaltete: Steine auf einem Amboss zu zerschlagen und diese Steine auf kleine Wagen oder auf LKWs mit bloßen Händen zu verladen. Bis in den späten Nachmittag um 17.00 Uhr arbeiteten wir dort. Dann ging es zurück ins Lager.

Ich und mein Vater, welcher wegen einer Kriegsverwundung eine leicht verkrüppelte rechte Hand hatte, arbeiteten so gut und so schnell wie konnten. Das war aber offenbar für den Capo/Aufseher nicht gut genug, so dass er uns schlug. Ich erlitt dadurch am linken Fuß drei große Fleischwunden, die binnen kurzer Zeit zu eitern anfangen. Eine dieser Wunden war so tief, dass noch nach vielen Jahren danach die kleinste Berührung ausreichte, um die Wunde zu öffnen. Noch in den 60er-Jahren in Israel war der Zustand so, dass ich eine Hauttransplantation erwog.

Eine meiner schwersten Erinnerungen dieser Zeit verbinde ich mit dem 21. November, meinem Geburtstag. Auf dem Weg zum Steinbruch kamen wir an ein paar Apfelbäumen vorbei, an dem noch ein halbverfaulter Apfel hing. Mein Vater sprang hoch, riss ihn ab und gab ihn mir mit dem Wunsch, dass ich diese Hölle überleben möge. Solch eine Geste reichte aus, um totgeschlagen zu werden. Zum Glück hatte niemand der Capos oder der SS dies gesehen.

Durch diese tägliche Schwerstarbeit wurden viele immer schwächer und gebrechlicher. Hunger und Krankheiten taten ein Übriges. Einige Wochen später wurden junge Männer und Burschen, auch ich, eingesammelt und abtransportiert. Mein Vater blieb zurück. Schon seit längerem hatte ich beobachtet, wie mein Vater von Tag zu Tag schwächer wurde und an Durchfall litt. Er war am Ende seiner Kräfte. Das Ziel des Nazi-Terrors schien erreicht: Vernichtung durch Arbeit! Die schwere Stunde des Abschieds kann ich bis heute nicht vergessen. Am 3. Januar 1945 kam mein Vater in der Nacht zu mir, um sich zu verabschieden. Er war überzeugt, dass man mich in die Gaskammern bringen würde und dass wir uns nie wieder sehen würden. Ich sah wie er sich schluchzend, vor Schmerz gebeugt und zitternd vor Kälte, entfernte. Ich sah ihn nie wieder. Ein Grab bekam er nicht.

Am 4. Januar wurden wir wieder in die Viehwaggons verbracht und kamen zwei Tage später in Sachsenhausen an, blieben dort wenige Tage, ehe sie uns am 24. Januar nach Neubrandenburg transportierten. Im Ort gab es eine Munitionsfabrik. Dort arbeiteten wir in zwei Schichten rund um die Uhr, jede Schicht 12 Stunden lang. Ich musste eine Maschine bedienen, in welche ich mit der linken Hand ein Stück gerades Eisen hinein schob, das dann zu einem U verformt wurde, nachdem ich mit der rechten Hand mittels einer Schnur den Mechanismus ausgelöst hatte. Diese Arbeit war rein mechanisch, aber viel leichter und angenehmer als der Steinbruch. Trotzdem merkte auch ich die Erschöpfung, auch weil wir zu wenig zu essen und trinken bekamen.

So schlief ich eines Nachts kurz bei der Arbeit ein. Diese kurze Sekunde genügte, als die Maschine mir den Zeigefinger der linken Hand in seiner ganzen Länge aufschlitzte. Ich blutete stark,

jemand gab mir einen schmutzigen Fetzen zum Verbinden. Tags darauf war mein Finger so stark geschwollen, dass ich nicht weiterarbeiten konnte. Doch ich musste. Wieso ich mit meinem Wunden am Fuß und nun an der Hand keine Blutvergiftung bekam, weiß ich bis heute nicht. In diesem körperlichen Zustand arbeitete ich noch bis zum 20. April, als wir aufgrund der nahenden Front wiederum evakuiert wurden.

Das nächste KZ war das Frauen-KZ Ravensbrück, das in den letzten Tagen des II. Weltkrieges auch männliche Häftlinge aufnahm, die aus allen Himmelsrichtungen kamen. In diesem Lager gab es nichts zu essen. Die Menschen starben dort wie die Fliegen. Niemand kümmerte sich um die Toten. Es gab auch niemanden, der die Toten ins Krematorium schaffte. Ungeziefer und Läuse begleiteten uns und brachten Krankheiten wie Typhus oder entzündeten unsere Wunden. Meist erfolglos versuchten wir die Quälgeister zu vernichten. Wenn wir etwas Zeit hatten, machten wir ein Spiel daraus: Wer tötet die meisten Läuse?

Am 26. April wurden wir weiter transportiert – dieses Mal nach Ludwigslust. Dort gab es im Lager keine Hygiene. Manche Menschen saßen teilnahmslos vor den Baracken und man wusste nicht, ob sie noch lebten. Manche stanken furchtbar. Die waren schon tot. Wir legten die zur Seite, damit sie uns nicht weiter mit ihrem Gestank bedrängten.

Am Morgen des 2. Mai 1945 waren auf einmal alle SS – Wachmannschaften verschwunden. Ich beriet mich mit drei Freunden, was am besten zu tun sei. So gingen wir vorsichtig durch das Tor. Draußen, etwa 200 m vom Tor entfernt, fanden wir auf einem Feld einen leeren Schuppen. Dort versteckten wir uns und beobachteten, was im Lager vorging. Mittags beobachteten wir Lastwagen, die ins Lager fuhren. Die Tore blieben zu unserer Verwunderung offen. Wir wollten erfahren, was da vor sich ging und schlichen uns heran, als wir endlich amerikanische Soldaten erkennen konnten, die Lebensmittel lieferten. Nun kannte unsere Freude keine Grenzen und wir liefen so schnell wir konnten, ins Lager zurück. Dort wurden schon Militärrationen verteilt. Menschen, die halbverhungert waren, stürzten sich mit einem riesigen Heißhunger auf das Essen, so dass viele dadurch zu Tode kamen.

Einer von den drei Freunden hatte uns darauf aufmerksam gemacht und vorsorglich gewarnt, die Finger von den üppigen Konserven, dem Käse und der fetten Kost zu lassen und zunächst nur das trockenen Essen wie Biskuits und anderes zu essen und zwar ganz langsam, damit sich der Körper wieder an feste Nahrung gewöhnen konnte.

Mir war es wichtig, dass alle meine Wunden frisch versorgt werden konnten. Nun hatten wir die Freiheit zu tun, was wir wollten. So blieben wir noch einige Zeit im Lager, wo wir umsorgt wurden. Dennoch entschlossen wir uns zu gehen, je früher desto besser!

Zunächst gingen wir in südöstlicher Richtung nach Wittenberge an der Elbe. Unterwegs schafften wir es unsere Klamotten zu wechseln und ohne Läuse weiter zu laufen. Als wir in Wittenberge ankamen, fühlte sich einer von uns Vieren ganz schlecht und schwach, dass wir sofort das Krankenhaus aufsuchten, wo unser Freund am nächsten Tag an einer Lungenentzündung starb.

Bis heute weiß ich nicht, ob jemand von seiner Familie diese Hölle überlebt hat. Falls einer überlebt hat, dann weiß dieser Verwandte nicht, dass unser Freund lebend davongekommen und als freier Mensch gestorben ist.

Jetzt waren wir noch Drei, alle aus der Slowakei. So schlugen wir uns nach Berlin durch. Von dort sind es nur noch ein paar Wochen, dann sind wir wieder zu Hause, dachten wir. Aber das Zuhause gab es nicht mehr. Ich habe niemanden vorgefunden. Später kam mein Bruder aus der Hölle zurück. Und meine Mutter – aber das ist eine andere, separate Geschichte!

Jetzt musste ich mein Leben neu organisieren. Also bin ich ins Gymnasium zurückgegangen und habe vier Jahre später im Jahre 1949 das Abitur gemacht.

Nachdem der Staat Israel gegründet war, bin ich dahin ausgewandert. Dort im Jahre 1953 heiratete ich. Meine Frau überlebte als kleines Mädchen den Krieg. Gebürtig in der Slowakei war ihre Muttersprache deutsch. Dadurch und durch ihr „Deutsches“ Aussehen - blauäugig und blondes Haar - rettete sie viermal ihre Familie vor der Deportation. Dank meiner Frau gelang es mir, meinen Bericht in Deutsch zu verfassen.



STEFANS ABITURFOTO 1948

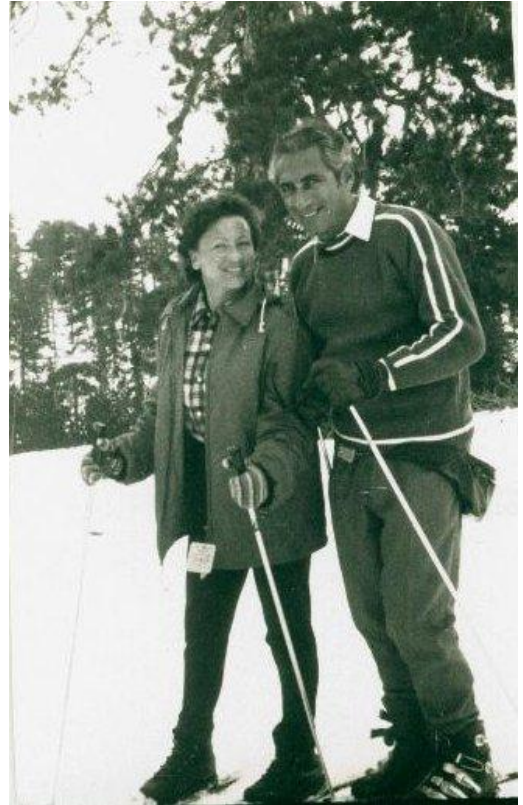


Tel Aviv 2009

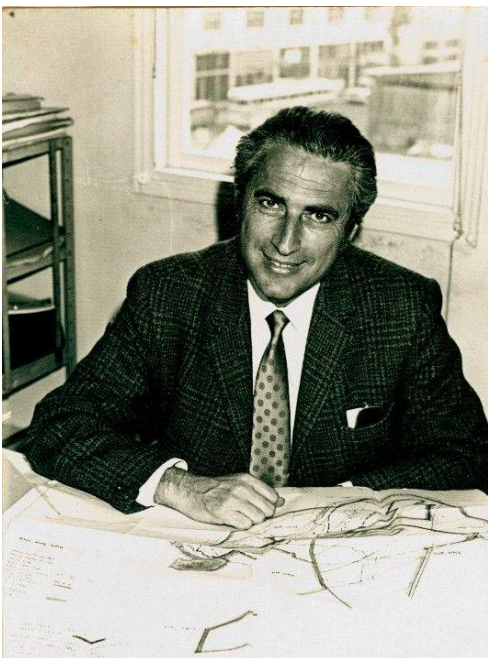
Heute leben wir in Tel-Aviv. Wir haben zwei Söhne und fünf Enkelkinder. Mein Lebens-Motto lautet:
Die Vergangenheit nicht vergessen, die Gegenwart leben, und an die Zukunft glauben!



STEFAN UND GERDA 1965



GERDA UND STEFAN 1969



STEFAN BEI SEINER ARBEIT 1968



GERDA UND STEFAN 1971 MIT JIGAL JADIN
(führende Persönlichkeit in Israel)



Nýdek, Februar 2009



GERDA WURDE IM JAHR 1930, STEFAN 1929 GEBOREN
NACH ISRAEL KAMEN WIR BEIDE UND JEDER EINZELN IM JAHR 1949